

Étienne Wolff (Hrsg.): *Ausone en 2015. Bilan et nouvelles perspectives*. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2018 (Collection des Études augustiniennes. Série Antiquités 204). 404 S., 10 Abb. € 52.00. ISBN: 978-2-85121-294-8.

Der Band ist aus einer Pariser Tagung hervorgegangen, die im Oktober 2015 abgehaltenen wurde. Wie der Titel andeutet, trägt er dem Bedürfnis Rechnung, das zunehmende Interesse an Ausonius zu bezeugen und dabei das, was in der Interpretation seiner Werke bereits erreicht wurde, wie auch das, was noch für die Zukunft wünschenswert ist, zu dokumentieren und zusammenzuführen. So erklärt es der Herausgeber in seiner Einleitung (7–9), in der er mit einem konzisen Forschungsbericht Rechenschaft über die Notwendigkeit dieses Unterfangens gibt und beklagt: „il manque toujours cependant une synthèse littéraire sur l'ensemble de l'œuvre d'Ausone“ (8). Auch wenn die überwiegend philologischen Beiträge im Einzelnen sehr verschiedene Strukturen haben und manche Autoren eher Details betrachten, als ganze Perspektiven eröffnen, ist man diesem Ziel dank dem hier Versammelten nun etwas näher.

Die neunzehn französischen und fünf italienischen Aufsätze widmen sich, oft mit grundlegendem Erkenntnisgewinn, verschiedenen Dimensionen der *opuscula* – von ihrer Überlieferungsgeschichte bis zu ihrer literarhistorischen Wirkung. Der Band ist dementsprechend in drei Teile gegliedert:

I. Études portant sur plusieurs œuvres d'Ausone

Luca Mondin, *Ausone grammairien*, 13–31

Étienne Wolff, *Les jeux de mots chez Ausone*, 33–42

Alfredo Mario Morelli, *Catulle est-il un ‚classique‘ pour Ausone? La connaissance et l'émulation de Catulle chez Ausone*, 43–62

Bertrand Lançon, *Medicina triplex. Les médecins et la médecine dans l'œuvre d'Ausone*, 63–73

Vincenzo Messina, *Siculum litus in Ausonio*, 75–85

Franz Dolveck, *Prolégomènes à une nouvelle édition critique des œuvres complètes d'Ausone: la collection Z*, 87–111

II. Études portant sur une œuvre particulière d'Ausone

Jean-Pierre Caillet, *Commentaires – et silences – d'Ausone sur le paysage monumental mosellan*, 115–130

Martin Bažil, *Le Cento nuptialis* et les critères du succès d'une composition centonisée d'après Ausone, 131–145

Charles Guittard, *Le De feriis Romanis* d'Ausone, 147–157

Andrea Balbo, Ausonio oratore: Tecniche argomentative e prassi retorica nella *gratiarum actio*, 159–182

Benjamin Goldlust, La mise en scène de l'écriture dans la *Gratiarum actio* d'Ausone, 183–194

Silvia Mattiacci, *Bissula ambigua puella*, 195–215

Giampiero Scafoglio, Ausone et sa petite élève. L'idée de l'intégration culturelle dans la *Bissula*, 217–226

Marc Thomalla, Ausone et *Bissula*: les influences de l'héritage affectif du vieux poète bordelais sur sa relation avec la jeune Suève, 227–245

Camille Bonnan-Garçon, Jeux de mots et jeux de lettres: l'humour dans la correspondance d'Ausone, 247–261

Sara Fascione, *Volucripes dimetria*: l'inno in dimetri giambici in Ausonio, 263–271

Lucia Floridi, Ausone et *Palladas*, 273–288

Étienne Wolff, Ausone traducteur du grec: quelques cas significatifs, 289–299

Daniel Vallat, Structures dynamiques et tropisme culturel dans les recueils épitaphiques, 301–318

Florian Lepetit, *Nero saeuus*, *Nero dirus*, *Nero matricida*: la place singulière de Néron dans les *Caesares* d'Ausone, 319–328

III. Influence d'Ausone

Francesca Romana Nocchi, Ausone dans les *Epigrammata Bobiensia*: traduction et émulation, 331–347

Luciana Furbetta, Présence d'Ausone dans les panégyriques de Sidoine Apollinaire, 349–366

Marisa Squillante, *Dalla poetandi ineptia* di Ausonio alle *nugae poetarum cantilenosae* di Sidonio Apollinare, 367–376

Gaëlle Herbert de la Portbarré-Viard, L'influence de la Moselle sur Venance Fortunat, 377–401

Das Buch enthält keine Abstracts; deswegen mag es nützlich sein, auf den Inhalt der jeweiligen Beiträge etwas ausführlicher einzugehen:

(ad I.) Luca Mondin untersucht die Selbstdarstellung des Dichters und kann zeigen, dass trotz der großen Diversität der von ihm verfassten Werke Ausonius immer wieder und vor allem als *grammaticus* in Erscheinung tritt. Dieser Aufsatz stellt insofern eine gelungene Eröffnung des Sammelbandes

dar, als er die grundlegende Frage unterstreicht, die bereits der Herausgeber in seiner Einleitung (7) anklingen lässt: ob nämlich heute wirklich die Vorstellung von Ausonius als pedantischem und etwas eitlen Schulmeister obsolet ist oder vielmehr nur deren negative moralische Implikationen. Ausonius' metalinguistische Bemerkungen (wie etwa epigr. 48/49 Green), seine zahlreichen Zitate bzw. Referenzen sowie seine auktorialen Paratexte lassen jedenfalls, wenn man sie im Ganzen betrachtet, die Menge der verschiedenen *opuscula* als umfassendes Œuvre eines Literaturprofessors erscheinen – als „célébration du savoir institutionnel“ (31). Étienne Wolff schließt hier mit seinen Betrachtungen zu den Wortspielen und zur sprachlichen Virtuosität des Dichters an, richtet aber die Aufmerksamkeit insbesondere auf die Dimension des Komischen. Ein wichtiges Komplement hierzu ist wiederum der Beitrag von Bertrand Lançon zum Motiv der (dreigeteilten) Medizin. Dieses wird, wenn auch nicht einheitlich, so doch mit gewisser Stringenz von Ausonius an verschiedenen Stellen verwendet – von Ausonius (hier kommt scheinbar harmlos das Problem des Biographismus ins Spiel), dem Spross einer Ärztfamilie. Der epigrammatische Spott über Quacksalber wie die Idee vom *Christus medicus* dokumentieren und propagieren eine der Form nach heitere, in ihrem Anliegen jedoch durchaus ernste „culture savante qui est distillée selon les canons de son art“ (73).

Neben diesen Studien, die einen Überblick über die großen Linien ermöglichen, könnte es zunächst wie ein Spezialfall anmuten, wenn Alfredo Mario Morelli danach fragt, welchen Platz Catull im Kanon des Ausonius hatte. Tatsächlich ist dieser Aufsatz aber ein Kabinettstück über die methodischen Zugänge zur Intertextualität spätantiker Dichtung. Anhand instruktiver Beispiele zur Prävalenz gewisser Topoi bzw. zu Referenzen aus zweiter Hand (Martial!) unterstreicht Morelli die Unzulässigkeit der Annahme, dass Ausonius nicht nur Catulls Prunkstücke, sondern schlechthin den gesamten *libellus* gekannt haben müsse. Was die Interpretation einzelner Befunde betrifft (besonders da, wo es möglicherweise um Zitation *in opponendo* geht), wäre freilich eine Auseinandersetzung mit der von Aaron Peltari entwickelten These nicht aemulativer Allusionen willkommen gewesen.¹

Die beiden letzten Beiträge stechen aus je unterschiedlichem Grund hervor, derjenige von Vincenzo Messina, weil er im Wesentlichen der Erklärung

1 A. Peltari: *The Space that Remains: Reading Latin Poetry in Late Antiquity*. Ithaca, NY/London 2014 (Cornell Studies in Classical Philology).

einer Zeile aus prof. 22 gewidmet ist, derjenige von Franz Dolveck, weil es sich hierbei um absolute Grundlagenforschung handelt. Dolveck richtet sein Interesse auf Z, den Archetyp derjenigen Textzeugen, die als einzige alle griechischen Werke des Ausonius enthalten, und kann plausibel machen, dass von hier aus eine Annäherung an das, was Ausonius tatsächlich geschrieben hat, am aussichtsreichsten ist.² Diese These (und die vorsichtige Datierung des Archetyps ins frühe fünfte Jahrhundert) wird nicht nur anhand von aufschlussreichen paläographischen und stemmatologischen Erwägungen entwickelt, sondern von einigen scharfsinnigen Emendationen und Konjekturen flankiert.

(ad II.) Die Einzelstudien des zweiten Abschnitts betreffen einen großen Teil des ausonianischen Gesamtwerks; es fällt allerdings auf, dass die *Bisnula* und die Epigramme große Aufmerksamkeit erhalten, während etwa der *Cupido*, der *Griphus* oder die *Ephemeris* kaum erwähnt werden.

Jean-Pierre Caillet lenkt die Aufmerksamkeit auf die ‚Realien‘ der *Mosella* und problematisiert den Umstand, dass ein Teil der von Ausonius erwähnten Architektur sich sicher (etwa das Kastell von Neumagen), ein anderer wenigstens wahrscheinlich (die Villa von Konz) archäologisch nachweisen lässt, dass aber die für die damalige Welt herausragende Erscheinung des Trierer Doms keinerlei Erwähnung findet. Zwar sind Schlüsse *ex silentio* oft heikel, in der Tat wird man aber bei der Frage nach Ausonius' Christentum – unabhängig davon, wie drängend sie noch sein mag – auch diese Beobachtung berücksichtigen müssen. Sehr nützlich sind die zehn Bildtafeln.

Ein ähnliches Problem behandelt Charles Guittard, wenn er Ausonius' Bedeutung für die Erforschung des römischen Kalenders unterstreicht. Er nimmt allerdings nicht Schweigen, sondern im Gegenteil eine auffällige Bemerkung zum Anlass: In seiner Darstellung des römischen Kalenders innerhalb der Ekloge *De feriis Romanis* erwähnt Ausonius auch den paganen Gladiatorenkampf anlässlich der Saturnalien, von dem man annehmen könnte, dass ein Christ sich davon distanzieren sollte: „il s'inscrit ici dans une tradition plutôt païenne, puisqu'il ne condamne pas ces fêtes“ (156).

2 Die voneinander abweichenden Titel im Kopf des Beitrags (La tradition des œuvres grecques d'Ausone) bzw. im Inhaltsverzeichnis des Sammelbandes (Prolégomènes à une nouvelle édition critique des œuvres complètes d'Ausone: la collection Z) ergänzen sich also sinnvoll.

Besonders überzeugend ist der Aufsatz von Martin Bažil, der sich Ausonius' Konzeption des Centos widmet und hierfür vor allem von jenen intertextuellen Bezügen des Gedichts ausgeht, die das Hochzeitsgedicht neben dem offensichtlich vergilischen Ursprung seiner Verse auszeichnen. Diskutiert und bekräftigt wird die These von Martin L. West, wonach die *Imminutio* (namentlich C. n. 110–114) abhängig sei von einigen sexuell konnotierten griechischen Versen, die in der *Refutatio omnium haeresium* zitiert werden.³ Diese Passage erscheine damit geradezu als „traduction en mots virgiliennes“ (137) und könne insbesondere als Abgrenzung gegenüber Probas christlichem Vergilcento wirken: Ausonius demonstriere nicht ohne Polemik (140), dass aus dem vergilischen Material nicht nur verborgene christliche Wahrheit gewonnen werden kann – sondern schlechthin Literatur zu jedem und namentlich zu einem dezidiert unchristlichen Thema. Ob der Klassiker, der damit ein wenig zum Mittel wird, vom Sockel gehoben werde oder doch eher eine besondere Art der Verehrung erfahre, lässt der Autor zwar offen, scheint aber zu letzterer Ansicht zu neigen (145).

Andrea Balbo unterzieht die *gratiarum actio* einer genauen rhetorischen Analyse und betrachtet insbesondere die Mechanismen der Selbstdarstellung sowie der kulturellen Selbstvergewisserung des Autors und bekräftigt damit einleuchtend die von Massimo Lolli vor ein paar Jahren vorgetragene These zu Ausonius' Changieren zwischen Kaiserlob und Selbstlob.⁴ Hierzu stellen die Beobachtungen von Benjamin Goldlust eine passende Ergänzung dar: Die ausonianische Panegyrik ist nicht nur in dem Sinne selbstreferentiell, dass der Autor durch die rhetorischen Strukturen des Textes durchgehend präsent ist (etwa vermittelt der insistierenden Parenthese *inquam*), sondern auch darin, dass der Prozess des Schreibens selbst geradezu metapoetisch in Szene gesetzt wird (194: „personnalisation de l'écriture“); dies ist der Fall bei argumentativen Prolepsen (188 mit grat. 5, 21) und schließlich bei der Einschätzung des kaiserlichen Stils durch den kaiserlichen Lehrer (190 mit grat. 10, 49). Die Beobachtungen sind damit anschlussfähig an das, was

3 M.L. West: A Vagina in Search of an Author. In: CQ 58, 2008, 370–375.

4 M. Lolli, Ausonius: Die Gratiarum actio ad Gratianum imperatorem und De maiestatis laudibus. Lobrede auf den Herrscher oder auf den Lehrer? In: Latomus 65, 2006, 707–726.

Alexandre Burnier in seiner Dissertation zu Autorpersona bei Ausonius gezeigt hat.⁵

Die Aufsätze zur *Bissula* von Silvia Mattiaci und Giampiero Scafoglio behandeln zwar im Grunde dasselbe Thema – die kulturelle Identität des Mädchens und den Anteil, den Ausonius daran hat –, setzen dabei aber jeweils andere Schwerpunkte. Mattiaci stellt auf die Analogie zwischen dem nach wie vor schwierigen deminutivischen Namen und der als *libellus* charakterisierten Gedichtsammlung ab und betont, davon ausgehend, den erotischen Gehalt der Gedichte (211–213). Scafoglio erhebt dagegen den wichtigen Einwand, dass ein solcher – trotz der von Paul Dräger hervorgehobenen Indizien priapeischer Intertextualität⁶ (220–221) – wegen der fragmentarischen Gestalt des auf uns Gekommenen kaum wirklich erkannt werden könne. Im Vordergrund des Erhaltenen stehe vielmehr der Kontrast zwischen der auf (römischer) Literatur beruhenden „intégration culturelle“ (226) und den Gewalterfahrungen von Krieg und Sklaverei.

Marc Thomalla wählt einen etwas anderen Zugang. Ausgehend von einer dezidiert biographistischen Deutung (227–232) unterzieht er die Gedichte einer psychologischen Analyse und kommt, wesentlich durch Vergleiche mit den *Parentalia*, zu dem Schluss, die *Bissula* reflektiere nicht nur die für Ausonius erotisch prägenden Erfahrungen mit gleichzeitig dominanten und zarten Frauen, sondern auch die doppelte keltisch-römische Identität des Dichters selbst, wodurch die *puella* gewissermaßen ein *alter ego* des Dichters verkörpere (245). Besonderes Gewicht verleiht Thomalla der Stelle Biss. 2,9–10: *sed magis hic sapiat, si dormiat et putet ista | somnia missa sibi*; insofern das Mädchen poetisch als eine Traumerscheinung dargestellt sei, könne es gar einen unbewussten Teil der Psyche des Dichters repräsentieren (237–240). Dieser innovative Ansatz verdient Aufmerksamkeit und er sollte künftige Ausonius-Interpreten dazu drängen (auch wegen des von Thomalla an dieser Stelle nicht behandelten *Cupido* und des Gedichts eph. 8), dem Traum als einer Erscheinungsform des Fiktiven Interesse entgegenzubringen – zumal

5 A. Burnier: *Identités littéraires en construction: La mise en scène de la ‚persona‘ auctoriale chez Ausone, Paulin de Nole et Claudien*. Diss. Lausanne 2011.

6 P. Dräger: *Bissula – Eliza – Lolita: Priap als Sprachlehrer*. In: *GFA* 4, 2001, 187–219, URL: <https://gfa.gbv.de/dr.gfa.004.2001.a.09.pdf>.

ja zu Traumdarstellung und Traumdeutung in der Antike und Spätantike bereits wichtige Arbeiten vorliegen.⁷

Das Problem des Biographischen tritt auch im Aufsatz von Camille Bonnan-Garçon auf, erfährt dort aber eine ganz andere Lösung. Die Autorin untersucht die Erscheinungsformen des Witzigen in Ausonius' Briefen und stellt dabei insonderheit das Exklusive heraus, das durch gelehrte, aber auch durch private Anspielungen erreicht wurde. In dem nüchternen und sehr berechtigten Bewusstsein, dass also spätere Rezipienten von gewissen Aspekten des Werkes ausgeschlossen sein könnten, fragt sie, ob hinter dem Namen des außerhalb des Briefcorpus nicht bezeugten Adressaten Theon eine tatsächliche Person stehe oder ob es sich hierbei nur um ein literarisches Konstrukt handle.

Sara Fascione sieht in ihrer Analyse von epist. 9 Green ein verwandtes Problem; zwar nicht hinsichtlich der Identität des Adressaten Sextus Petronius Probus, aber hinsichtlich des Gehalts des jambischen Lobgedichts (266): Um wie viel Lob, wie viel Spiel geht es hier? Die Autorin, die in ihrer Analyse der ausgefeilten Form des Gedichts vor allem die Metrik betrachtet, zieht unter anderem die ebenfalls dimetrischen Hymnen des Ambrosius zu einem Vergleich heran und gelangt so zu generellen Feststellungen über die Vielfältigkeit und Variabilität spätantiker Dichtung (269–271).

In einem klar strukturierten Beitrag nimmt Lucia Floridi die Beziehung zwischen Ausonius und dem griechischen Epigrammatiker Palladas (cf. Anth. Pal. 9, 489; Anth. Plan. 317) und deren chronologische Implikationen in den Blick – mit dem Ergebnis, dass sich eine direkte Abhängigkeit zwischen beiden (in welchem Verhältnis auch immer) nicht beweisen lasse; Übereinstimmungen in der Motivik seien darauf zurückzuführen, dass beide Dichter, gegebenenfalls unabhängig voneinander, auf bekannte Topoi bzw. populäre ‚Vorlagen‘ zurückgegriffen hätten. Eine Frühdatierung des Palladas sei auf diese Weise nicht zu begründen. Der Aufsatz zeigt damit mustergültig die Grenzen von Quellenforschung auf.

7 P. Cox Miller: *Dreams in Late Antiquity. Studies in the Imagination of a Culture*. Princeton, NJ 1994; C. Walde: *Die Traumdarstellungen in der griechisch-römischen Dichtung*. München 2001; dies.: *Antike Traumdeutung und moderne Traumforschung*. Düsseldorf/Zürich, 2001; dies./A. Gerok-Reiter (Hrsgg.): *Traum und Vision in der Vormoderne. Traditionen, Diskussionen, Perspektiven*. Berlin 2012.

In seinem zweiten Aufsatz beleuchtet Étienne Wolff Ausonius' Übersetzungstechnik und zeigt an zwei exemplarischen Epigrammen der *Anthologia Graeca* sowie den darauf beruhenden Übersetzungen anderer Autoren, dass in Ausonius' Fall weniger von direktem Übertragen als von kreativem und interpretierendem Nachdichten die Rede sein muss: Der Dichter kombiniert verschiedene Vorlagen und er macht, um seiner eigenen Deutung willen, Hinzufügungen – oft auch aus dem Kanon der lateinischen Klassiker, womit eine zusätzliche literarische Ebene entsteht.

Auch bei Daniel Vallat ist Ausonius der Bewahrer einer kulturellen Tradition, der zwar im Einzelnen literarisch innovativ ist, aber im Ganzen die Bewahrung der ‚Bestände‘ erstrebt. Vallat zeigt dies anhand der Konzeption der Epitaphien (also der *Parentalia*, der *Professores* und der *Heroes*) als Memorialgedichte, die in einer raffinierten Komposition Fiktives und Reelles sowie Politisches und Privates zu einem großartigen Panorama römischer Kultur verbinden; wesentliche Aufmerksamkeit erfahren dabei die jeweiligen *praefationes*. Der Aufsatz, obwohl exemplarisch, bietet damit einen instruktiven Zugang zur Gesamtheit der *opuscula* des Dichters.

Den Abschluss dieses Teil bildet eine Studie zu den *Caesares*. Florian Lepetit widmet sich dem Nerobild (Caes. 2, 8; 6), postuliert dafür eine zentrale Stellung innerhalb der Sammlung und versucht zu zeigen, dass es sich bei der Gedichtsammlung um mehr handele als eine spielerische Suetonparaphrase: Protreptik für Gratian gemäß der Motivik des *malus princeps* bzw. der *saevitia tyranni* sei hier ebenso zu sehen wie Ausonius' subtile Selbstdarstellung als Prinzenenerzieher. Die reizvolle These läuft freilich Greens (durchaus nicht unumstößlicher) Datierung auf die Zeit nach Gratians Tod zuwider.⁸ Lepetit konstatiert dies, ohne sich damit weiter auseinanderzusetzen.

(ad III.) Der dritte Teil des Sammelbandes ist knapp und exemplarisch gehalten. Francesca Romana Nocchi untersucht ein Spezialproblem, die Rezeption des *Epicedion* durch den innerhalb der *Epigrammata Bobiensia* überlieferten Dichter Naucellius. Die folgenden beiden Beiträge sind der Ausoniusrezeption bei Sidonius Apollinaris gewidmet. Luciana Furbetta betrachtet die panegyrischen Gedichte des Sidonius und zeigt, dass Ausonius hier vor allem als ein eher allgemeines Modell für Stil und Form gedient habe – abgesehen von einigen starken Parallelen wie Auson. lud. 52–70 ~ Sidon.

8 R. P. H. Green: *The Works of Ausonius*. Oxford 1991, 558.

carm. 2,156–153 und *Auson. Caes.* 6–17 ~ *Sidon. carm.* 7,100–115. Im Beitrag von Marisa Squillante wird diese Beobachtung am Beispiel der poetischen Reflexion über die kleine Form bekräftigt: Wie Ausonius klassifiziere zwar auch der Bischof von Clermont seine Werke verschiedentlich als *nugae* – aber während der kultivierte Prinzenzieher mit seinen Wortspielen vor allem Heiterkeit ausstrahle, dienen sie Sidonius auch zum Kulturkampf. Squillante zeigt das an dem so trotzigen wie melancholischen Rombild, das Sidonius in *carm.* 7 zeichnet und resümiert ihren Vergleich gerade mit Blick auf den bereits von Furbetta (354) angeführten Kaiserkatalog (namentlich 7,103–104). Die literarische Form ist auffallend ähnlich, die literarisch verhandelte Politik eine durchaus andere.

Gaëlle Herbert de la Portbarré-Viard betrachtet auf sehr instruktive Weise die Rezeption der *Mosella* bei Venantius Fortunatus. Dieser Vergleich eines ‚ersten‘ spätantiken Dichters mit einem ‚letzten‘ bildet einen gelungenen Abschluss des Bandes, denn er thematisiert das notorisch schwierige Verhältnis von literaturwissenschaftlichem und historischem Vorgehen. Die Autorin beleuchtet, unter anderem an dem sehr aufschlussreichen Beispiel des *salmo* (389), grundsätzlich die interpretative Relevanz von Intertextualitätsdiagnosen: Unter welchen Umständen können wir annehmen, dass sich der Nachfolger auf das Werk seines Vorgängers überhaupt bezieht, es umdeutet, verspottet usw.? Im Zusammenhang damit vergleicht die Autorin die unterschiedlichen historischen Kontexte, in denen sich die beiden Autoren bewegen, und zeigt, dass Fortunat, auch wenn er ein bis in die Symbolik entschieden christliches Gedicht schreibt, sich doch einer Metapoetik bedient (Musentopik!), die der des Ausonius auffallend ähnlich ist (392–399).

In der Tat ergibt sich aus diesem Panorama ein repräsentativer Überblick über den Stand der Forschung. Bestimmend ist im Ganzen nach wie vor die Frage nach Repräsentation und Kodifikation römischer Kultur; und hier bleibt Ausonius der Literat, der aus der Schule kommt. Dies ist zwar nicht neu, aber die verschiedenen Beiträge geben zu bedenken, dass er als solcher mit unterschiedlichen Rollen in Erscheinung tritt – als Dichter, als Pädagoge, als Antiquar, als Politiker, als Freund usw. – und dass diese Rollen, wie die verschiedenen Teile seines Werkes, im Einzelnen weder leicht durchschaubar noch leicht vereinbar erscheinen. Die Schwierigkeiten, die für jeden historisch fassbaren Autor durch die Phänomene ‚Imitation‘ und ‚Intention‘ aufgespannt sind, werden auch und gerade für Ausonius noch lange dringlich bleiben. Besonders erfreulich ist es daher, auch Widersprüchliches zu

finden, wie etwa hinsichtlich der biographistischen Deutung der *Bissula*. Dieses Nebeneinander ist bereichernd und anregend. Und die Vielzahl der behandelten Fragen und Details ist lehrreich.

Hier wird allerdings auch eine Schwäche des Bandes offenbar: Die einzelnen Beiträge, die während der Tagung vermutlich sehr fruchtbar diskutiert worden sind, treten leider nicht in Dialog miteinander – weder durch interne Bezugnahmen, was bei einigen mehrfach besprochenen Stellen willkommen gewesen wäre (etwa Biss. 2 bzw. die zugehörigen Referenztexte: 197, 218, 230, 372), noch durch eine ordnende Schlussbetrachtung, die der titelgebenden Bilanzierung hätte sehr nützlich sein können. Freilich, man mag einwenden, dass Tagungsbände zumeist nicht *a prima manū* gelesen werden (aber dies muss letztlich implizieren, das Konzept von Tagungen grundsätzlich zu hinterfragen).

Auch formal fällt das Fehlen einer Synthese auf. Einige Beiträge bieten Übersetzungen, andere nicht; einige Autoren verwenden die Minuskel *v*, andere nicht; nicht alle Stellenangaben sind kongruent. Fast überall steht am Beginn irgendwo die Fußnote, dass Greens Text als Grundlage verwendet wurde – ob ein Sammelband eine Gesamtbibliographie bieten sollte oder nicht, kann man zwar unterschiedlich beurteilen, wenn jedoch ein Autor im Zentrum steht, spricht meines Erachtens viel dafür. Einen Stellen- bzw. Namenindex werden wohl die meisten Leser vermissen. Die äußere Gestalt des Bandes ist indessen tadellos. Bis auf wenige kleine Versehen ist das Buch gut redigiert.⁹ Der Umstand, dass im Inhaltsverzeichnis zuweilen andere Titel stehen als zu Beginn der Aufsätze,¹⁰ dürfte zwar für etwas Mühe beim Bibliographieren sorgen, ist aber rein kosmetischer Natur.

Die letzte Kritik, die hier vorzubringen ist, beruht auf allerdings einem entschiedenen Lob: Der Titel ‚Ausone en 2015‘ ist zu bescheiden. Weder bleibt nämlich die Forschungsliteratur der letzten drei Jahre unberücksichtigt noch ist davon auszugehen, dass das hier Vorgelegte schnell veralten wird.

9 Etwa Tippfehler im Lateinischen (252, 367, 371), eine irreführende Stellenangabe (372).

10 S.o. Anm. 2. Neben dem Aufsatz von Dolveck betrifft dies diejenigen von Bažil, Guittard und Herbert de la Portbarré-Viard.

Markus Kersten, Basel
markus.kersten@unibas.ch

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Markus Kersten: Rezension zu: Étienne Wolff (Hrsg.): *Ausone en 2015. Bilan et nouvelles perspectives*. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2018 (Collection des Études augustiniennes. Série Antiquités 204). In: *Plekos* 21, 2019, 355–365 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-wolff.pdf>).
